
JOACHIM BETZ, JAN-RENÉ SCHLUCHTER

Gemeinsames Forschen von Menschen mit und ohne Behinderung – Überlegungen zu Formen Partizipativer Forschung in der Medienpädagogik

Den Entwicklungs- und Traditionslinien von Aktions- und Handlungsforschung folgend haben sich Formen Partizipativer Forschung in den letzten Dekaden als Ankerpunkt des gemeinsamen Forschens von Menschen mit und ohne Behinderung etabliert. Ziel dieses Forschungsstils ist es, soziale Wirklichkeit in dialogischer Weise zu erarbeiten, zu verstehen und zu verändern. Partizipative Forschung zielt auf Wissensgenerierung und Interventionen im sozialen Feld der Forschung. Da Formen Partizipativer Forschung von Menschen mit und ohne Behinderung innerhalb der Medienpädagogik bislang nicht entwickelt wurden, unternimmt das im Folgenden dargelegte Forschungsvorhaben einen ersten Versuch, den Forschungsstil Partizipative Forschung von Menschen mit und ohne Behinderung für die Medienpädagogik anschlussfähig zu machen.

Action research has paved the way for forms of participatory research to become established in recent decades as the foundation upon which combined research of people with and without disabilities has been conducted. This research strategy seeks to explore, to understand and to change social reality in a dialogical way. Participatory research seeks to generate knowledge and enable interventions in the social realm. Since forms of participatory research of people with and without disabilities have yet to be developed in Media Pedagogy, this research project marks a first attempt to present participatory research on people with and without disabilities as a viable research strategy for Media Pedagogy.

Schlagworte | Tags: Qualitative Forschung, Aktionsforschung, Handlungsforschung, Action Research, Partizipative Forschung, partizipative Aktions- und Handlungsforschung, Participatory Action Research, soziale Wirklichkeit, Empowerment, medienpädagogische Empowermentpraxis, Aktive Medienarbeit, Grounded Theory Methodology, GTM, Gruppengespräche,

Gruppendiskussion, Fokusgruppen, Ethnodrama, PhotoVoice, VideoVoice, Photo-Elicitation, Video-Elicitation, teilnehmende Beobachtung, Beobachtende Teilnahme, Mapping-Verfahren, Group Participatory Data Analysis

1. Ziel und Motivation

Die Ausgangspunkte des im Folgenden dargelegten Forschungsvorhabens markieren zum einen die Feststellung, dass Forschung bislang Menschen mit Behinderung¹ nur in Ansätzen 1) als Befragte, 2) als Expertinnen und Experten in eigener Sache oder 3) als (Mit-)Akteurinnen und Akteure in Forschungsvorhaben involvierte (vgl. u. a. Buchner/Koenig 2008; Goeke/Kubanski 2012, Absatz 2) und zum anderen eigene Vorarbeiten im Bereich von Medienbildung und Empowerment in Bezug auf Menschen mit Behinderung (vgl. Schluchter 2010). Beide Perspektiven vereinen sich im Forschungsstil der *Partizipativen Forschung*, der Forschung gleichermaßen als Moment der kooperativen Wissens- oder Theoriegenerierung sowie der (Wieder-)Aneignung von sozialer und politischer Handlungsfähigkeit – dem *Empowerment* – gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure begreift. Hierbei versteht sich Partizipative Forschung als Projekt, das darauf zielt, soziale Wirklichkeit in dialogischer Weise zu verstehen und gemeinsam zu verändern.

In forschungsmethodologischer oder -methodischer Literatur wird der Forschungsstil der Partizipativen Forschung kontrovers diskutiert (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 34–110; von Unger 2014, S. 85–102).

Innerhalb der Medienpädagogik besteht eine Nähe des Forschungsstils der Partizipativen Forschung zu Formen (medienpädagogischer) *Aktions- oder Handlungsforschung*, respektive *Praxisforschung* (vgl. Moser 1995; Moser 2014; Niesyto 2014). Medienpädagogische Forschungsvorhaben, welche eine gemeinsame Forschungspraxis mit Menschen mit Behinderung etablieren, liegen bislang nicht vor.

¹ Zur Operationalisierung der Begriffe und Bezeichnungen „Menschen mit Behinderung“ und „Behinderung“ vgl. weiterführend SCHLUCHTER (Schluchter 2010, S. 20–35).

Vor diesem Hintergrund fokussiert das im Folgenden skizzierte Projekt auf der Ebene der Forschungsmethodologie beziehungsweise der Forschungsmethoden eine Auseinandersetzung mit dem Forschungsstil der Partizipativen Forschung. In der Form, dass der Forschungsstil der Partizipativen Forschung einerseits auf seine Potentiale, aber auch Begrenzungen, für die Etablierung einer gemeinsamen Forschungspraxis von Menschen mit und ohne Behinderung im Kontext medienpädagogischer Forschung sowie andererseits im Kontext *medienpädagogischer Empowermentpraxis* überprüft wird.

Ausgangspunkt des dargelegten Forschungsvorhabens ist die Frage nach der Bedeutung von Medienangeboten, -inhalten und -umgangsformen sowie von medienbildnerischen Angeboten für das Empowerment von Menschen mit Behinderung. Dem Selbstverständnis Partizipativer Forschung folgend, stellen diese beiden Perspektiven das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse, respektive die das Forschungsvorhaben initiiierende Rahmung dar, welche im Zuge der Etablierung einer gemeinsamen Forschungspraxis jedoch zugunsten der subjektiven Perspektiven der beteiligten Akteurinnen und Akteure – hier: Menschen mit Behinderung – zur Disposition steht.

2. Theoretische Basis

Das hier skizzierte Forschungsvorhaben entwickelte sich im Rahmen der medienpädagogischen Praxis der Autoren, in denen Menschen mit Behinderung und Menschen ohne Behinderung zusammenarbeiteten. Den Autoren stellte sich die Frage, ob die systematische Aufarbeitung dieser Aktivitäten nicht auch gemeinsam mit den involvierten Personen – ob mit oder ohne Behinderung – vollzogen werden könnte, um so

- 1) gemeinsam den Prozessen wissenschaftlicher Daten- und Erkenntnisgewinnung neue Perspektiven hinzuzufügen und
- 2) marginalisierten Personen und Gruppen (mehr) Gehör in diesem Bereich des gesellschaftlichen Diskurses zu verschaffen.

Die Dynamik dieser Überlegungen lassen sich zum einen aus der Logik einer aktuellen wissenschaftlichen Forschung heraus begründen: Inwieweit kann eine zeitgemäße Wissenschaft im Rahmen ihres eigenen Selbst-

verständnisses es sich leisten, aufgrund möglicher dogmatisierter Wissenschaftsstrukturen unter anderem in den Bereichen Objektivität, Reliabilität und Validität, auf eventuell entscheidende Daten zu verzichten (vgl. Bergold 2013, S. 1)? Zum anderen verlangen gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen – wie etwa verbunden mit aktuellen Diskursen um Inklusion –, dass marginalisierte Personen und Gruppen innerhalb wissenschaftlicher Datenerhebungs- und -analyseverfahren auch als Subjekte und Forschende aktiv mit in die wissenschaftlichen Prozesse selbst eingebunden werden müssen, um den politischen, sozialen und kulturellen Herausforderungen in pluralistisch-demokratischen Kontexten gerecht werden zu können (vgl. Krause 2015; Koenig o. J.).

Die theoretische Basis dieses Forschungsvorhabens lässt sich damit zum einen im Umfeld der Aktions- und Handlungsforschung sowie zum anderen im Sinne des Konzepts des *Beginner's Minds* im Rahmen partizipativ-reflexiver Forschungssettings (vgl. Gösch/Klinger/Thiesen 2012, S. 20) lokalisieren. Zum anderen setzt das im folgenden dargelegte Forschungsvorhaben an empirischen und theoretisch-konzeptionellen Vorarbeiten zum Thema Medien, Bildung und Empowerment – mitunter in Verbindung mit Inklusion – an (vgl. u. a. Schluchter 2010; Schluchter 2012; Schluchter 2015). In einem Teil der Vorarbeiten stehen Formen der Medienbildung mit Menschen mit Behinderung im Fokus (vgl. Schluchter 2010, S. 167–172).

Im Fokus einer *Empowermentpraxis* steht die (Wieder-)Aneignung von sozialer Handlungsfähigkeit von gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren (vgl. Herriger 1997, S. 73). In dieser Perspektive setzt Empowerment an Formen sozialer Benachteiligung(en), Diskriminierung und/oder Ausgrenzung und deren Niederschlag in den Lebensbedingungen und -zusammenhängen gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure an. Prozesse der Ungleichverteilung von politischer Macht und der Möglichkeit zur Gestaltung von Gesellschaft sind hierbei genauso berücksichtigt wie Prozesse der Individualisierung von Gesellschaft und deren Folgen (vgl. Herriger 1997, S. 16). Ausgehend von diesen Momenten der Benachteiligung, Diskriminierung und/oder Ausgrenzung wird nach Interventionsbedarfen und -möglichkeiten gesucht, um in einem ersten Schritt Gestaltungs- und Bewältigungsstrategien für die eigene Lebenssituation zu entdecken, zu entfalten und zu nutzen sowie in einem zweiten Schritt Ursachen und Katalysatoren

der Benachteiligung, Diskriminierung und/oder Ausgrenzung zu bearbeiten. Hierbei ist Empowerment in zweierlei Perspektiven zu denken: Einerseits als professionelle Intervention (zum Beispiel durch pädagogische Fachkräfte) und andererseits als selbst-initiierte und -gesteuerte Praxis gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure zum Beispiel in Form von Selbsthilfegruppen und/oder von Interessenvertretungen (vgl. Herriger 1997, S. 16).²

Medienangebote und -inhalte sowie Angebote der Medienbildung können Bestandteil und Ausgangspunkt von Empowermentpraxen sein. Im Besonderen können Formen *Aktiver Medienarbeit* als Methode (medien-)pädagogischer Empowermentpraxis angesehen werden (vgl. Schluchter 2010, S. 167–172). Im Fokus Aktiver Medienarbeit stehen der Erwerb und die Umsetzung von sozialer und politischer Handlungsfähigkeit, verbunden mit dem Ziel, gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen (vgl. Demmler/Rösch 2012, S. 19–20). In einer mediatisierten Gesellschaft, in der Medien in beinahe alle Alltags- und Lebensbereiche hineinwirken, deren Strukturen mitgestalten sowie das Denken und Handeln der Menschen beeinflussen, ist Teilhabe und Mitgestaltung von Gesellschaft eng an Medien gebunden (vgl. Theunert 2010, S. 8–10). In dieser Perspektive verfolgen Formen Aktiver Medienarbeit einerseits das Ziel, die Menschen zu einem selbstbestimmten, kritisch-(selbst)reflexiven sowie (selbst)verantwortlichen Umgang mit Medienangeboten und -inhalten zu befähigen. Für Menschen mit Behinderung erwächst in diesem Zusammenhang (immer noch) die Frage nach den Zugangs- und Umgangsmöglichkeiten zu beziehungsweise mit Medien, da Aspekte der Barrierefreiheit wie Aufbereitung und Darstellung von Medienangeboten und -inhalten in leichter oder einfacher Sprache, in Gebärdensprache, in Text, in Bild, in Ton, in Form von Texterkennung und Sprachausgabe nicht weit genug ausgebaut sind. Andererseits kann die Eigenproduktion von Medienangeboten und -inhalten als Möglichkeit des kulturellen Selbstausdrucks, der sozialen Kommunikation, der Erweiterung individueller Erfahrungs-, Handlungs- und Kommunikationsräume sowie der Teilnahme an öffentlichen Kommunikationsprozessen angesehen werden (vgl. für Menschen mit Behinderung Schluchter 2010, S. 119–165;

² Für eine differenzierte Betrachtung und Kritik des Konzepts des Empowerments vgl. unter anderem Ulrich BRÖCKLING (Bröckling 2003).

vgl. für inklusive Settings Schluchter 2015, S. 17–26). So ermöglichen Formen Aktiver Medienarbeit zum Beispiel den Aufbau einer gemeinsamen Handlungs- und Erfahrungspraxis für Menschen mit und ohne Behinderung, welche über die Kontaktaufnahme und den Austausch in der medialen Eigenproduktion eine Auseinandersetzung mit den jeweiligen Selbst- und Fremdwahrnehmungen ermöglicht. Hierbei können neue Sichtweisen auf die eigene Person (zum Beispiel Entdecken eigener Handlungsfähigkeit, Wissensbestände, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Interessen) und auf die Welt (zum Beispiel Erfahren veränderter sozialer Reaktionen, Anerkennung erfahren, Kennenlernen anderer Sichtweisen auf Welt) von Bedeutung werden (vgl. Schluchter 2015, S. 21).

Dabei werden drei Brennpunkte eines Empowerments über Aktive Medienarbeit deutlich (vgl. Schluchter 2016, S. 30):

- auf der Ebene sozialer Kommunikation und Interaktion: die Artikulation eigener Themen, Bedürfnisse und Anliegen über Medienangebote und -inhalte, verbunden mit dem Ziel, andere Menschen für die eigenen Belange zu sensibilisieren und Einfluss auf politische Entscheidungen zu nehmen;
- auf der Ebene sozialer Beziehungsgeflechte und -verstrickungen: die Ausgestaltung einer gemeinsamen Handlungspraxis, um eine Annäherung zwischen allen Menschen unabhängig etwa von ihrer sozialen und/oder kulturellen Herkunft, ihrem Geschlecht oder ihrer Behinderung zu ermöglichen, verbunden mit dem Ziel, Erfahrungen zu teilen sowie gemeinsame (Sozial-)Räume und soziale Netzwerke aufzubauen;
- auf der Ebene individuellen Selbstentdeckens und -erlebens: die Eröffnung neuer Sichtweisen auf das (eigene) Selbst, dessen Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entdecken und für die Gestaltung der eigenen Lebenszusammenhänge zu entfalten und zu nutzen.

Darüber hinaus stellen selbstproduzierte Medienangebote und -inhalte auch in Formen selbst-initiiierter Empowermentpraxen eine zentrale Möglichkeit zur sozialen und politischen Teilhabe dar, beispielsweise in Form von Blogs von Selbsthilfegruppen oder Interessensvertretungen, welche auf Themen, Interessen und Bedürfnisse von gesellschaftlichen Akteurin-

nen und Akteuren aufmerksam machen und diese auch vernetzen können (vgl. Schluchter 2015, S. 143–144).

3. Methodendiskussion

Den Rahmen der Studie bildet der Forschungsstil „an Orientation to Inquiry“ der Partizipativen Forschung (Reason/Bradbury 2008, S. 1). Partizipative Forschung umschließt verschiedene Forschungsansätze und -methoden, die *soziale Wirklichkeit* in dialogischer Weise durch verschiedene gesellschaftliche Akteurinnen und Akteure als Forscherinnen und Forscher zu erarbeiten und zu verändern suchen (vgl. von Unger 2014, S. 1).³ Die Konzeption und Durchführung des Forschungsvorhabens erfolgt – aus Sicht der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – gemeinsam mit denjenigen gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren, deren soziale Wirklichkeit im Rahmen des Forschungsvorhabens untersucht wird (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 1). Unterschieden werden können Formen Partizipativer Forschung in groben Zügen entlang

- 1) der beteiligten gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure,
- 2) den Graden der Beteiligung gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure,
- 3) ihrer ontologischen und epistemologischen Grundannahmen sowie
- 4) ihrer normativen Ausrichtung.

Partizipative Forschung ist Traditions- und Entwicklungslinien der *Aktions- und Handlungsforschung* (Action Research) folgend (vgl. Reason/Bradbury 2008, S. 4) insoweit als normatives Projekt zu verstehen, als die (Wieder-)Aneignung von sozialer und politischer Handlungsfähigkeit der beteiligten gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure im Fokus steht (vgl. von Unger 2014, S. 1). Partizipative Forschung kann entsprechend sowohl als selbst-initiierte als auch professionell-intervenierende *Empowermentpraxis* ver-

³ Ansätze Partizipativer Forschung sind beispielsweise Aktions- und Handlungsforschung/ Action Research, Praxisforschung, Partizipative Evaluation, Community-basierte partizipative Forschung (vgl. von Unger 2014, S. 13–34). Für Forschung im Kontext von Behinderung systematisiert Petra FLIEGER (vgl. Flieger 2009, S. 161–168) drei wesentliche Traditions- und Entwicklungslinien an Ansätzen Partizipativer Forschung: 1) Emancipatory Research, 2) Participatory Research und 3) Inclusive Research.

standen werden. Partizipative Forschung setzt hierbei an den jeweiligen Wissensbeständen sowie Fähigkeiten und Fertigkeiten der beteiligten Akteurinnen und Akteure an und begründet deren Lernen beziehungsweise deren gegenseitiges Voneinander-Lernen mit dem Ziel durch „Reflexion und die Generierung von neuem Wissen, Handlungsansätze und Handlungsalternativen (für das Handeln in den jeweiligen Kontexten) zu erschließen“ (von Unger 2014, S. 46).

Darüber hinaus wird eine Distanzierungsfähigkeit der Akteurinnen und Akteure zu ihren alltags- und lebensweltlichen Handlungs-, Kommunikations- und Interaktionsroutinen und -formen sowie hiermit einhergehender Machtkonstellationen zu entwickeln versucht, sodass alltags- und lebensweltliche Handlungspraxis neu denk- und gestaltbar wird (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 1). Die Generierung von Wissen, aber auch von Fähigkeiten und Fertigkeiten bezieht sich bei Partizipativer Forschung zum einen auf die unmittelbare, konkrete Verfügbarkeit im Forschungsprozess sowie zum anderen auf die Übertragbarkeit und Anwendung in der alltags- und lebensweltlichen Praxis der beteiligten Akteurinnen und Akteure – kurz *Knowledge for Action*. In diesem Zusammenhang ist eine gegenseitige Wertschätzung der jeweiligen Wissensbestände sowie Fähigkeiten und Fertigkeiten ein dem Forschungsdesign konstitutives und inhärentes Element (vgl. von Unger 2014, S. 44).

Partizipative Forschung folgt in dieser Perspektive einer gesellschafts- und herrschaftskritischen Traditions- und Entwicklungslinie von Forschungsansätzen, die ihren Fokus auf die Situation gesellschaftlich marginalisierter Menschen richtet. Die Herstellung von Chancengleichheit und die Bearbeitung von Strukturen und Mechanismen sozialer Benachteiligung stellen hierbei zentrale Orientierungen und (Leit-)Perspektiven dar (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 19). In diesem Zusammenhang folgt Partizipative Forschung den Überlegungen der *Action Research* (respektive der *Participatory Action Research*), der (partizipativen) Aktions- und Handlungsforschung (vgl. zur Übersicht Reason/Bradbury 2008; Bergold/Thomas 2012, Absatz 19).⁴

⁴ An dieser Stelle sei im Sinne einer Trennlinie von Aktions- und Handlungsforschung und Partizipativer Forschung darauf hingewiesen, dass nicht jede Form von Aktions- oder Handlungsforschung auf Kollaboration ausgelegt ist (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 8).

Partizipative Forschung folgt in ihrer politisch und sozial engagierten Ausrichtung einer in den letzten Dekaden vermehrt stattfindenden Hinwendung zu „Social Justice Methodologies“ (Denzin/Lincoln 2011, S. ix).⁵

„A critical framework is central to this project. [...] It speaks for and with those who are on the margins. As a liberationist philosophy it is committed to examining the consequences of racism, poverty, and sexism on the lives of interacting individuals. [...] There is a pressing need to show how the practices of qualitative research can help change the world in positive ways. It is necessary to continue to engage the pedagogical theoretical and practical promise of qualitative research as a form of radical democratic practice“ (Denzin/Lincoln 2011, S. ix–x).

Auf dem Weg der kooperativen Wissensgenerierung versucht Partizipative Forschung die Lücke zwischen Theorie und Praxis zu minimieren beziehungsweise Anschlüsse zwischen Theorie und (professioneller sowie Alltags- und Lebens-)Praxis herzustellen und die Grenzen dieser beiden Bereiche durchlässiger zu gestalten (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 1).⁶ Begründet ist diese Position in der epistemologischen Annahme, dass das Verhältnis von Wissendem und Gewusstem sehr eng ist, so Egon G. GUBA und Yvonna S. LINCOLN (vgl. Guba/Lincoln 2005):

„Wenn nämlich Wissen über die soziale Welt sich in Mechanismen der Bedeutungsherstellung der sozialen, mentalen und sprachlichen Welten, welche Menschen bewohnen, befinde, dann könne das Wissen von den Wissenden nicht einfach losgelöst erforscht werden“ (Guba/Lincoln 2005, S. 202, zitiert nach Moser 2014, S. 68).

⁵ Beispielsweise in Bezug auf Menschen mit geistiger Behinderung konstatieren Frauke JANZ und Karin TERFLOTH, dass in den letzten Dekaden ein Wandel dahingehend stattgefunden hat, dass Forschung im Kontext von Behinderung inzwischen für, mit und von Menschen mit Behinderung stattfindet (vgl. Janz/Terfloth 2009, S. 13).

⁶ Hier lassen sich auch Bezüge zur (medienpädagogischen) Praxisforschung herstellen (vgl. Moser 1995; Niesyto 2014), wobei dieser Ansatz seinen Fokus auf der Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Praktikerinnen und Praktikern mit Blick auf die (medien)pädagogische Praxis hat und nicht auf der Zusammenarbeit mit marginalisierten Menschen oder Gruppen, deren Perspektiven und Stimmen gesellschaftlich kaum berücksichtigt werden (vgl. Niesyto 2014, S. 174; auch Bergold/Thomas 2012, Absatz 18).

Vor diesem Hintergrund ist Partizipative Forschung als Grenzarbeit zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft anzusehen. Hier stellt sich in hohem Maße die Frage nach dem Selbstverständnis von Wissenschaft beziehungsweise wissenschaftlichen Kulturen insofern, als grundsätzlich die Frage zu klären ist, ob oder inwieweit die Logiken und Funktionsweisen der jeweiligen Bezugssysteme wie Wissenschaft, professionelle Praxis sowie alltags- und lebensweltliche Praxis miteinander zu vereinbaren sind, kurz: *Wann ist Wissenschaft? Und wann nicht?* (vgl. von Unger 2014, S. 85–87). Ansätze Partizipativer Forschung betonen die Anschlüsse und Schnittstellen verschiedener sozialer Systeme (vgl. Moser 2008, S. 63) sowie die Veränderungsmöglichkeiten und -räume im Verhältnis von Struktur und Akteurinnen und Akteuren (vgl. Bradbury/Reason 2001, S. 449). Des Weiteren sind für Partizipative Forschung die *Stimmen* der beteiligten gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure aus Wissenschaft, professioneller Praxis sowie Alltags- und Lebenspraxis und die dadurch gegebene Mehrperspektivität auf soziale Wirklichkeit von großer Bedeutung (vgl. von Unger 2014, S. 56–57).

Partizipative Forschung fordert epistemologische Prinzipien, wie etwa bei der Frage nach der Verschränkung und Relativierung der Subjekt-Objekt-Relation (zwischen Forschenden und Beforschten), heraus. Auch sie bedürfen einer Klärung im Rahmen des Forschungsvorhabens (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 81 f.). Reinhard MARKOWETZ plädiert in diesem Zusammenhang dafür, das jeweilige Verständnis von Forschung, welches einem Forschungsvorhaben zugrunde liegt, zu explizieren, um die Nachvollziehbarkeit und die Anschlussfähigkeit an wissenschaftliche Diskurse zu ermöglichen (vgl. Markowetz 2009, S. 279).

Grundsätzlich lässt sich eine Nähe Partizipativer Forschung zu Formen *Qualitativer Forschung* herstellen, da beide in ihren Grundzügen dialogisch und interaktiv angelegt sind. Des Weiteren sucht auch Qualitative Forschung die subjektive Perspektive gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure, die Komplexität sozialer Zusammenhänge sowie die Besonderheiten des Einzelfalls zu berücksichtigen und abzubilden. Diese Nähe bedeutet jedoch nicht, dass Forschung nicht auch auf *Mixed-Method-Designs* beruhen kann (vgl. von Unger 2014, S. 58).

Darüber hinaus birgt die Verstrickung der Forscherinnen und Forscher als alltags- und lebensweltliche Akteurinnen und Akteure im Feld ebenso forschungsethische Dilemmata wie zum Beispiel der Schutz von forschenden-

den und befragten Personen in ihrer Community, Einrichtung oder ihren Alltags- und Lebenszusammenhängen. Gleichzeitig aber liegt die Stärke des Ansatzes darin, dass forschungsethische Überlegungen nicht nur entwickelt werden, sondern die Forscherinnen und Forscher sich diesen im Forschungsprozess selber stellen und diese klären müssen (vgl. von Unger 2014, S. 88–94).

Aufgrund der Beteiligung verschiedener gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure und deren Subjektivität zeichnet sich Partizipative Forschung durch ein hohes Maß an Kontextualität und Flexibilität aus (vgl. von Unger 2014, S. 1). Entsprechend beruht Partizipative Forschung auf keiner zu vereinheitlichenden Methodologie sowie keinem einheitlichen methodischen Vorgehen. Prinzipien Qualitativer Forschung wie *Gegenstandsangemessenheit* und *Prozessorientierung*, aber auch *Subjektorientierung* (in Bezug auf die beteiligten Akteurinnen und Akteure) sind von großer Bedeutung für Partizipative Forschung (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 2–3; von Unger 2014, S. 56).

Grundlegend verfolgt Partizipative Forschung eine offene und flexible Annäherung an das Forschungsfeld (vgl. von Unger 2014, S. 56 f.); in dieser Perspektive lassen sich, auch beim Prozess der Datenerhebung und -auswertung, eine Vielzahl an Schnittstellen mit der *Grounded Theory Methodology* beobachten (vgl. von Unger 2014, S. 63).

Ausgangspunkt

Die Entwicklung des Forschungsdesigns erfolgt zunächst skizzenhaft durch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler; so werden Erkenntnisinteresse, Forschungsfragen sowie das forschungsmethodische Vorgehen theoretisch fundiert entwickelt. Diese Skizze des Forschungsdesigns stellt Grundlage und Orientierung für die Suche nach gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren aus Wissenschaft, professioneller Praxis oder Alltags- und Lebenspraxis dar, welche zur gemeinsamen (Weiter-)Entwicklung und Durchführung des Forschungsvorhabens eingeladen werden (vgl. von Unger 2014, S. 35). In Bezug auf die Suche von Mitforschenden erweist sich ein „Schneeballverfahren“, analog zum theoretischen Sampling der *Grounded Theory Methodology*, als zielführend (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 25–26). Dem Selbstverständnis Partizipativer Forschung folgend ist ein Austausch aller am Forschungsvorhaben beteiligten Akteurin-

nen und Akteure zur Konzeption des Forschungsdesigns zentrale Grundlage der Forschung. Die von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vorgelegte Skizze des Forschungsdesigns steht somit zur Disposition. Beispielsweise kann es zu einer Veränderung des Themas, des Erkenntnisinteresses und der Praxisziele des Vorhabens kommen (vgl. von Unger 2014, S. 51). Hierbei steht die Möglichkeit zur Mitgestaltung und Mitsprache aller am Forschungsvorhaben beteiligten Akteurinnen und Akteure im Fokus; gegebenenfalls sind Spannungen aufgrund unterschiedlicher Erwartungen an das gemeinsame Forschungsvorhaben im Dialog aufzulösen. Im Fokus Partizipativer Forschung stehen die Themen, Anliegen und Bedürfnisse der Akteurinnen und Akteure, welche in deren Alltags- und Lebenswelten für sie von Bedeutung sind und von ihnen mit Handlungsbedarf versehen werden. In Bezug auf Traditions- und Entwicklungslinien der Aktions- und Handlungsforschung (Action Research) fokussieren Projekte Partizipativer Forschung gesellschaftliche Akteurinnen und Akteure aus den im Projekt untersuchten alltags- und lebensweltlichen Zusammenhängen beziehungsweise solche, die als Teil einer marginalisierten sozialen Gruppe bezeichnet werden können (vgl. von Unger 2014, S. 56). In dieser Perspektive ermöglicht Partizipative Forschung einen mehrperspektivischen Blick auf soziale Wirklichkeit(en) und durch die Zusammenarbeit verschiedener gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure auch ein Korrektiv für eine konstatierte „Mittelschichtslastigkeit“ medienpädagogischer Forschung (Swertz/Mildner 2015, S. 6). Unterschiedliche Sozialisationserfahrungen und -verläufe der beteiligten gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure werden im Kontext Partizipativer Forschung als bedeutsame Ressource für den Forschungsprozess angesehen (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 42).

Für die Etablierung eines Rahmens für das gemeinsame Forschen ist ein sicherer Raum von Bedeutung, der alle Akteurinnen und Akteure dabei unterstützt, sich in das Forschungsvorhaben einzubringen – hier gilt, dass zum Beispiel alle Forschenden sich gegenseitig ernstnehmen, andere Sichtweisen versuchen zu verstehen und auch akzeptieren können sowie strukturelle und dynamische Machtasymmetrien aufarbeiten und idealerweise auflösen (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 12–16). Partizipative Forschung lässt sich somit auch als stetige Beziehungsarbeit zwischen den beteiligten Akteurinnen und Akteuren verstehen, indem gegenseitiges

Kennen- und Voneinanderlernen, aber auch die Auseinandersetzung mit Rollenselbst- und -fremdzuschreibungen sowie deren dynamischem Wandel im Laufe des Forschungsprozesses das gemeinsame Forschen begleitet (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 42–60). Kommunikation und Offenheit stellen somit wesentliche Eckpfeiler Partizipativer Forschung dar (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 12–16; Wagner-Willi 2011, S. 68).

Ein wesentlicher Bestandteil des Voneinanderlernens ist die Heranführung und Sensibilisierung von beteiligten Nicht-Wissenschaftlerinnen und Nicht-Wissenschaftlern an Grundlagen – Logiken und Funktionsweisen, Sprache sowie Inhalte – von Wissenschaft (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 50). Gleichmaßen ist ein gegenseitiger Informations- und Erfahrungsaustausch aller beteiligten Akteurinnen und Akteure ein wesentliches Merkmal Partizipativer Forschung.

In diesem Zusammenhang ist unter anderem die Unterscheidung zwischen der Standortgebundenheit der Wissenschaftlerin beziehungsweise des Wissenschaftlers und der oder des Mitforschenden von Bedeutung; so kann vor dem Hintergrund der jeweiligen Sozialisation von einer Fremdheit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur sozialen Wirklichkeit von bestimmten Mitforschenden ausgegangen werden, weshalb die forschungsbezogene Auseinandersetzung mit diesen sozialen Wirklichkeiten immer ein Fremdverstehen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bedeutet. Partizipative Forschung ermöglicht in ihrer Anlage hier eine Mehrperspektivität auf das Forschungsfeld. Grundsätzlich muss die Standortgebundenheit einer Akteurin oder eines Akteurs jedoch immer vor dem Hintergrund ihrer oder seiner Sozialisation betrachtet werden, weshalb gemeinsame Forschung je nach Ausrichtung des Forschungsvorhabens für die beteiligten Akteurinnen und Akteure ein subjektives Mehr oder ein subjektives Weniger an Nähe zu einem bestimmten Forschungsfeld mit sich bringt (vgl. Wagner-Willi 2011, S. 66–67).

Beteiligungsformen

Auch bei Partizipativer Forschung müssen die Beteiligungsgrade und -formen der Akteurinnen und Akteure im Forschungsprozess nicht immer gleichwertig beziehungsweise gleichschrittig sein, so kann der Forschungsprozess als „zig-zag pathway with greater or less participation at different stages“ (Cornwall/Jewkes 1995, S. 1668, zitiert nach von Unger 2014, S. 38) beschrieben werden. Wissensbestände, Fähigkeiten und Fer-

tigkeiten, die Anforderungen der alltäglichen Lebensbedingungen, aber auch subjektive Erwartungen an das Projekt der an der Forschung beteiligten Akteurinnen und Akteure bilden den Ausgangspunkt und gleichzeitig die Reflexionsfolie des gesamten Forschungsvorhabens. Fragen von Macht und Deutungshoheiten sind während des gesamten Forschungsprozesses zu reflektieren (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 29–33). Eine möglichst detaillierte Dokumentation über die Beteiligung (*Wer hat wann an welcher Stelle und in welchem Umfang den Forschungsprozess mitgestaltet?*) der einzelnen Akteurinnen und Akteure könnte hier als Reflexionsgrundlage dienen.

Forschungsmethoden

Die Wahl der Forschungsmethoden ist bei Partizipativer Forschung nicht nur nach deren Angemessenheit in Bezug auf den Forschungsgegenstand, sondern auch für die beteiligten Akteurinnen und Akteure auszurichten (vgl. von Unger 2014, S. 56; Bergold/Thomas 2012, Absatz 61). Hierbei sind ebenso die Wissensbestände sowie Fähigkeiten der beteiligten Akteurinnen und Akteure zu berücksichtigen. Zu klären wäre dabei, welche davon genutzt werden, welche weiterentwickelt werden können, aber auch welche von Nutzen für das Forschungsvorhaben sind. Infolgedessen erwächst die Relevanz der Frage, welche Ausdrucks-, aber auch Kommunikationsformen bei den am Projekt beteiligten Akteurinnen und Akteuren anzutreffen und möglich sind – zum Beispiel mündliche, schriftliche, visuelle oder performative (vgl. von Unger 2014, S. 56). Die Erhebungsmethoden sollen daher an den Alltagserfahrungen und Vorerfahrungen der beteiligten alltags- und lebensweltlichen Akteurinnen und Akteuren ansetzen (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 63). Beispielhaft sind Methoden wie *teilnehmende Beobachtung*, *Gruppengespräche*, *Fokusgruppen*, aber auch interaktive, visuelle, performative und allgemein kreative Methoden (zum Beispiel *Ethnodrama*, *PhotoVoice*, *Mapping-Verfahren*) und darüber hinaus die Entwicklung eigener Methoden oder die projektbezogene Adaption von Methoden in Abhängigkeit von den beteiligten Akteurinnen und Akteuren und/oder dem Forschungsfeld (vgl. von Unger 2014, S. 57).

In Bezug auf das gemeinsame Forschen mit Menschen mit Behinderung als am Forschungsvorhaben beteiligte Akteurinnen und Akteure sowie in Bezug auf die Auseinandersetzung mit der Frage nach der Bedeutung von

Medienangeboten, -inhalten und -umgangsformen sowie von medienbildnerischen Angeboten für das Empowerment von Menschen mit Behinderung gilt es, die jeweils individuellen Ausdrucks- und Kommunikationsformen beziehungsweise Kommunikationsmöglichkeiten zu berücksichtigen. So sind zum Beispiel Gebärdensprache, Ausdruck via Piktogramm, leichte Sprache, pantomimischer Ausdruck, Fotos, Videos oder auch Stellvertreterdeutungen Bestandteil von Kommunikation zwischen den am Forschungsvorhaben Beteiligten sowie im Rahmen der Wahl und Entwicklung der Forschungsmethoden zu beachten.

4. Methodensetting und -beschreibung

Forschungsmethodisches Vorgehen

Die Vorgehensweise im Forschungsprozess Partizipativer Forschung lässt sich grob als zyklisches Vorgehen von *Planung*, *Aktion* und *Fact Finding* (Einblicken in die Lebenspraxis) oder kurz als „Zyklen von Aktion und Reflexion“ beschreiben (von Unger 2014, S. 59 f.). Hierzu zählen Forschungshandlungen, aber auch Interventionen im Forschungs- oder Handlungsfeld (vgl. auch Moser 2014). Alle Aktionen, Forschungshandlungen sowie Interventionen im Feld (unter anderem Empowermentmaßnahmen), werden schriftlich, auditiv oder (audio)visuell dokumentiert und als Daten in den Forschungsprozess eingebunden (vgl. auch Moser 2014). Ziel ist es, dass

„durch die zyklische Abfolge von Datenerhebung und Auswertung, von Aktion und Reflexion, [...] sukzessive ein neues vertieftes Verständnis der Zusammenhänge erreicht [wird] und neue Handlungsansätze generiert [werden]“ (von Unger 2014, S. 60).

Hierzu ist ein hoher Grad an (Selbst-)Reflexivität im Forschungsprozess notwendig. Jarg BERGOLD und Stefan THOMAS schlagen folgende Bereiche als Gegenstand von Reflexion vor: 1) Die Reflexion der personalen, lebensgeschichtlichen Voraussetzungen der beteiligten Akteurinnen und Akteure, 2) die Reflexion der sozialen Beziehungen unter den Forschungspartnerinnen und -partnern, 3) die strukturelle Reflexion des sozialen Feldes der Forschung sowie 4) die Reflexion des Forschungsprozesses (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 52–60). Erweiternd und präzisierend kann in diesem

Zusammenhang noch die Reflexion der eigenen Positionierung zum und im Forschungsfeld, die subjektive Einflussnahme auf das Forschungsfeld und den Forschungsprozess angeführt werden (vgl. von Unger 2014, S. 88).

Stationen einer partizipativen Studie sind (vgl. von Unger 2014, S. 52):

- 1) Partnerinnen und Partner finden, Themen eingrenzen, Bedarf bestimmen, Recherchen;
- 2) gemeinsame Ziele setzen;
- 3) Schulung der beteiligten Akteurinnen und Akteure/Studien-Design/Beteiligung ermöglichen;
- 4) zirkulärer Prozess aus Datenerhebung und -auswertung: Aktion (Daten erheben) und Reflexion (Daten auswerten);
- 5) Bericht und Präsentation;
- 6) Nutzung und Umsetzung.

Forschungsmethoden

Die im Folgenden beschriebenen Methoden spiegeln die in den vorangegangenen Kapiteln dargestellten Überlegungen exemplarisch wider: Zum einen ermöglichen sie in ihrer Gesamtheit bei der Datengewinnung je unterschiedliche Kommunikations- beziehungsweise Artikulationsformen und generieren damit unterschiedliche Datentypen. Zum anderen evozieren sie im Rahmen der Datenanalyse durch ihre Kontingenz unterschiedliche Perspektiven des Verstehens. Die Auswahl repräsentiert somit Methodensettings, die erst in der andauernden Interdependenz von Aktion und Reflexion ihre Potentiale und Wirksamkeiten entfalten und abschließenden Erkenntnissen misstrauen, ohne sich jedoch einer Fokussierung im Forschungsprozess völlig zu entziehen.

Das faktische Alltagshandeln der Beteiligten und die wissenschaftliche Bemächtigung und Systematisierung dieser Aktivitäten über die Methoden bleiben aufeinander bezogen, indem auch Daten in den Erkenntnisgewinnungsprozess eingebunden werden, die jenseits der klaren, nachvollziehbaren methodischen Eruierung liegen, wie zum Beispiel informelle Gesprächsfragmente oder subjektive, singuläre Ereignisse in den „fuzzy boundaries“ (Cox/Drew/Guillemin/Howell/Warr/Waycott 2014, S. 15).

Zentrale Methoden des dargelegten Forschungsvorhabens sind:

Photo- und Video-Elicitation

Bei dieser Forschungsstrategie werden verbale Äußerungen in Interviews nicht nur durch Fragen, sondern auch durch Fotos oder Bilder angeregt. Foto- und Videoprodukte stellen für alle Beteiligten attraktive, gängige und zeitgemäße Medienformate dar, sind direkt nutzbar und minimieren mögliche Machthierarchien⁷ (vgl. Niesyto/Holzwarth/Maurer 2007, S. 45).

In den genutzten Bildern oder Videos werden unter anderem Situationen wiedergegeben, die im Rahmen des Forschungsprozesses entstanden sind. Dies setzt voraus, dass die beteiligten Akteurinnen und Akteure vorab ihre Bereitschaft erklären,

- die Aktivitäten im Rahmen des Forschungsvorhabens auch visuell (Bilder) beziehungsweise visuell-auditiv (Video) zu dokumentieren und
- sich an der Produktion dieser Daten aktiv (in systematischer oder subjektiver/willkürlicher Weise) zu beteiligen.

Das visuelle Datenmaterial bildet schließlich den Ausgangspunkt für Gespräche (oder performative Artikulationsformate), in denen unter anderem der Prozessverlauf, die Ergebnisse, Befindlichkeiten und Stimmungen thematisiert und reflektiert werden.

Diese Diskurse wiederum werden ebenfalls – in videografischer Form – gesichert. So lassen sich zum einen (für den Erkenntnisgewinnungsprozess prägnante) Gesprächssituationen rekonstruieren; zum anderen können auditiv nur schwer zu erfassende Daten (wie zum Beispiel Emotionalität, Mimik und Gestik) abgebildet und in den Analyseprozess miteingebunden werden. Photo- und Video-Elicitation kann so einen Beitrag zu vertiefenden Einblicken in die individuelle Erlebnis- und Erfahrungsantizipation der am Forschungsprozess Beteiligten liefern.

⁷ In der Interviewsituation ermöglicht der Einbezug von Fotos und/oder Videos eine Veränderung der Face-to-Face-Kommunikation zwischen Interviewendem und der oder dem Interviewten insofern, als über die mögliche Orientierung an konkretem Foto- und/oder Videomaterial Gefühle der Unsicherheit der oder des Interviewten minimiert werden können, dass auch Augenkontakt nicht immer gehalten werden muss und dass Stille während der Betrachtung des Foto- und/oder Videomaterials beziehungsweise in der Interviewsituation in Ordnung ist. Gleichmaßen sind Foto- und/oder Videomaterial Ausgangspunkt für niedrigschwellige Redeanlässe (vgl. Niesyto/Holzwarth/Maurer 2007, S. 45).

In Verbindung mit Photo- und Video-Elicitation ist auch der Ansatz des *PhotoVoice* oder *VideoVoice* (vgl. Wang/Burris 1997) für das dargelegte Forschungsvorhaben von Bedeutung. Über die Produktion eigener Medien (inhalte) verfolgt Photo- beziehungsweise Video-Voice die Ziele 1) Stärken, Probleme, Themen, Anliegen und Bedürfnisse der individuellen, aber auch alltags- und lebensweltlichen Gemeinschaft via Fotografie oder Videografie abzubilden und zu reflektieren, 2) einen kritisch-reflexiven Dialog und Erkenntnisse zu relevanten forschungsbezogenen Erkenntniszielen oder Praxiszielen (unter anderem in Gruppendiskussionen) zu generieren sowie 3) Fotografien oder Videos als Dokumentation und Ausdruck der eigenen Themen, Anliegen und Bedürfnisse mit dem Ziel gesellschaftlicher Einflussnahme zu erstellen (vgl. von Unger 2014, S. 69–78).⁸ Durch diese Methode wird ein forschungsbezogener Ansatz durch eine Perspektive gesellschaftlicher Einflussnahme erweitert.

Gruppendiskussion

Während in der Photo- und Video-Elicitation vorrangig die selbstproduzierten Bild- und Filmergebnisse den Bezugsrahmen für einen offenen Diskurs stellen, fokussiert die Gruppendiskussion in diesem Forschungsdesign eher konkrete, ausgewählte Themen, die sich im Laufe des Forschungsprozesses entwickelten.

Im Unterschied zur erstgenannten Methode repräsentiert die Gruppendiskussion einen Kommunikations- und Interaktionsverlauf, der sich eng im Rahmen des vorab gesetzten Themas bewegt. Ziel dieser Methode ist es, Daten innerhalb eines spezifischen und festgelegten Themas zu erlangen. Neben der sachbezogenen Systematik ist es der gruppenbezogene inhaltliche Fokus, der die Methode im Rahmen dieses Forschungsdesigns legitimiert, da „[...] Sinn- und Bedeutungszuschreibungen, Lebensorientierungen und so weiter primär sozial konstituierten, gemeinsamen Erfahrungsräumen entstammen und sich im Miteinander von Menschen mit gleichen oder ähnlichen Erfahrungen zeigen“ (Bohnsack 2000, S. 370).

⁸ Die Analyse medialer Eigenproduktionen findet sich auch im Forschungsansatz *Eigenproduktion mit Medien* (vgl. Niesyto 2007); hier werden die produzierten medialen Inhalte zum Gegenstand der Analyse und Betrachtung entlang forschungsbezogener Erkenntnisinteressen und Fragestellungen.

Beobachtende Teilnahme

Die dritte Methode repräsentiert im Unterschied zu den beiden vorangegangenen ein Verfahren, das es den Forschenden ermöglicht, durch das aktive Betreten „fremder“ Kommunikations- und Interaktionsräume an den Aktivitäts- und Erfahrungswelten anderer unmittelbar zu partizipieren.

Die *Beobachtende Teilnahme* stellt eine Erweiterung der *teilnehmenden Beobachtung* dar, indem sie versucht „[...] in das soziale Feld, das untersucht wird, *intensiv* hineinzugehen und – bis hinein in sprachliche und habituelle Besonderheiten – [...] den Menschen, mit denen man dann symptomatischer Weise zu tun hat, möglichst ähnlich zu werden“ (Hitzler/Grothe 2012, S. 11). Die Chance dieser Methode liegt vor allem darin, dass die Forschenden sich kognitiv und emotional einer dichteren Involviertheit unterziehen als in der teilnehmenden Beobachtung. Außerdem schafft sie die Möglichkeit, der zu beforschenden Situation Respekt entgegenzubringen und somit eventuell tiefere Einblicke in die „inneren Bereiche ihres Feldes“ (Reichertz 2012, S. 4) zu bekommen.

Videografisch bezogene Daten sollen auch im Rahmen dieser Methode herangezogen werden. Sie könnten dazu beitragen, die gewonnenen subjektiven und erfahrungsbezogenen Wissensbestände zu ergänzen, zu relativieren und zu vertiefen.

Auswertung

In Bezug auf die Auswertung der erhobenen Daten verfolgt Partizipative Forschung ebenfalls keine stringente Durchführung eines vorgegebenen Verfahrens, sondern versucht über die *detaillierte Rekonstruktion* und *Reflexion* der Daten sowie der Datenerhebung den Auswertungsprozess nachvollziehbar zu machen. In der Partizipativen Forschung wird Datenauswertung als gemeinsamer Prozess verstanden, welcher nicht primär und/oder ausschließlich die Analyse der erhobenen Daten im Blick hat, sondern vorrangig nach den Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten der verschiedenen Akteurinnen und Akteure im Auswertungsprozess fragt (vgl. von Unger 2014, S. 61).⁹ Ein entsprechendes und weit verbreitetes Verfah-

⁹ Melanie NIND (vgl. Nind 2011) unterscheidet verschiedene Formen der Auswertung, die in Vorhaben Partizipativer Forschung zum Tragen kommen können: formale und weniger formale, strukturierte und unstrukturierte, trained und untrained (in Bezug auf Co-Akteurinnen und Akteure), explizite und implizite Ansätze (vgl. Nind 2011, S. 359, zitiert nach von Unger 2014, S. 61).

ren bildet beispielsweise die *Group Participatory Data Analysis* (vgl. Jackson 2008). Geht man von einer Nähe der im Forschungsvorhaben beteiligten alltags- und lebensweltlicher Akteurinnen und Akteure zum Forschungsfeld aus, so ermöglicht diese Nähe aufgrund geteilter Erfahrungen und Erfahrungsräume die Generierung von *Natural Codes* (für Menschen mit Behinderung vgl. Goeke/Kubanski 2012, Absatz 62).

Veröffentlichung und Distribution der Ergebnisse

Bezüglich der Veröffentlichung der Forschungsergebnisse lässt sich mit David PARRY, Jon SALSBERG und Ann MACAULAY (2009) zwischen *Integrated Knowledge Translation*, der Nutzung von generiertem Wissen während des Forschungsprozesses, und *End of Grant Knowledge Translation*, der Nutzung von generiertem Wissen nach Abschluss des Forschungsprozesses, unterscheiden (vgl. Parry/Salsberg/Macaulay 2009, o. S.). Des Weiteren orientiert sich die Veröffentlichung der Ergebnisse in hohem Maße am Praxisziel des Vorhabens sowie an Logiken des Forschungsfeldes. Hierbei stellt die wissenschaftliche Community nicht den Kern der Adressatinnen und Adressaten für die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse dar (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 74). Des Weiteren ist die Theoriegenerierung nicht zentraler Fokus des Vorhabens.¹⁰

Auch ist die Veröffentlichung und Distribution der Forschungsergebnisse beziehungsweise der erreichten Praxisziele an den Ausdrucks- und Kommunikationsformen des Forschungsfeldes zu orientieren, das heißt, dass gegebenenfalls neben Texten auch Filme, Theaterstücke, Spoken-Word-Performances zum Medium der Veröffentlichung werden können (vgl. Bergold/Thomas 2012, Absatz 75 f.; Moser 2014, S. 63).

Qualität und Güte der Forschung

Bei der Konzeption eines Forschungsvorhabens Partizipativer Forschung ist die Frage zu klären, wie Qualität und Güte des Forschungsvorhabens definiert und umgesetzt werden (vgl. von Unger 2014, S. 59). Mit Joseph MAXWELL ist die *Validität* von Forschungsergebnissen im Bereich Qualitati-

¹⁰ Hier grenzen sich Ansätze Partizipativer Forschung, die eher einer Perspektive des Empowerments von alltags- und lebensweltlichen Akteurinnen und Akteuren folgen, beispielsweise von Ansätzen wie dem Design-Based Research (vgl. Reinmann 2005) ab.

ver Forschung zu verstehen als „die Korrektheit und Glaubwürdigkeit einer Beschreibung, Schlussfolgerung, Erklärung oder Interpretation“ (Maxwell 2005, S. 106). Infolgedessen ist Validität nicht an das stringente Verfolgen eines bestimmten Prozedere festgemacht, sondern an der konsequenten Auseinandersetzung mit der Frage *Wie könnte ich falsch liegen?* in jeder Phase und bei jedem Schritt des Forschungsprozesses (vgl. Maxwell 2005, S. 106).

Im Bereich Partizipativer Forschung ist darüber hinaus der Anspruch des Empowerments alltags- und lebensweltlicher Akteurinnen und Akteure zu berücksichtigen, der oft im Widerspruch zu rein wissenschaftlich orientierten Ansätzen steht (vgl. von Unger 2014, S. 59). Der Diskurs um Fragen der Güte und Qualität Qualitativer Forschung ruht auf unterschiedlichen bis hin zu kontroversen Positionen (vgl. u. a. Reichertz 2000; Steinke 2004). Aufgrund der Heterogenität von Ansätzen und Vorgehensweisen Partizipativer Forschung ist nicht davon auszugehen, dass allgemeingültige Güte- oder Qualitätskriterien für Partizipative Forschung entwickelt werden können.

Folgende Güte- und Qualitätskriterien liegen beispielsweise für den Ansatz der Praxisforschung vor: Transparenz, Stimmigkeit, Adäquatheit, Intersubjektivität und Anschlussfähigkeit (vgl. Moser 1995, S. 118–119). Darüber hinaus verweist unter anderem Hella VON UNGER darauf, dass die Qualität und Güte eines partizipativen Forschungsvorhabens immer projektbezogen ausgehandelt und bestimmt werden muss (vgl. von Unger 2014, S. 59), während Uwe FLICK in diesem Zusammenhang für eine Kontextabhängigkeit von Gütekriterien in der Qualitativen Forschung plädiert (vgl. Flick 2010, S. 403).

5. Reflexion

Da das Forschungsvorhaben bei Einreichung dieses Beitrags im Rahmen der *Forschungswerkstatt Medienpädagogik* im Jahr 2016 noch am Anfang stand, folgt in einem ersten Schritt eine Reflexion der bis zu jenem Zeitpunkt gemachten Erfahrungen im Projekt. In einem zweiten Schritt werden diese vor dem Hintergrund der Veröffentlichung dieses Beitrags im Jahr 2019 durch die in den Folgejahren im Projekt gesammelten Erfahrungen ergänzt.

Reflexion im Jahr 2016

In Anbetracht der Tatsache, dass es sich bei dem vorgestellten Forschungsvorhaben um ein noch nicht abgeschlossenes Projekt handelt, können im Folgenden lediglich Antizipationen beziehungsweise Überlegungen zur Durchführung des Projekts angeführt werden. Da im Zuge der Darlegung des Forschungsvorhabens bereits verschiedene Überlegungen zu den Potentialen, aber auch Hürden Partizipativer Forschung angeführt wurden, werden im Folgenden in additiver Weise weitere Antizipationen der Autoren zur Gestaltung eines Forschungsvorhabens Partizipativer Forschung angeführt:

- Die Ausführungen des vorliegenden Werkstattbeitrags könnten den Eindruck erwecken, dass Partizipative Forschung „für alle Beteiligten voraussetzungsvoll und aufwendig“ (Bargold 2013, S. 6) sei. Wenn bei der Initiierung des Projekts dieser Eindruck entsteht, besteht die Gefahr, dass sich Menschen (mit und ohne Behinderung) schon vorab nicht auf ein solches Unternehmen einlassen. Deshalb sind die Ausführungen in diesem Beitrag als Konstrukte zu verstehen, in denen mögliche Szenarien des gemeinsamen Forschens erdacht werden. Sie dienen dazu, die Erfahrungen anderer in diesem Themenfeld in theoretischer Form zu sichten und das eigene Vorhaben in Bezug auf seine originären Desiderate zu explorieren, einzuordnen und einem fachwissenschaftlich-theoretisch interessierten Fachpublikum zu präsentieren. Das tatsächliche Gestalten unterliegt den Systematiken, Regeln und Strukturen, die sich im gemeinsamen Agieren der Beteiligten vor Ort generieren. Diese können von den Ausführungen in diesem Text abweichen.

- Es ist den Autoren bewusst, dass dieser Beitrag das Vorhaben in einer wissenschaftlichen Formatierung ausführt, die gerade *nicht* als geeignet erscheint, diesen Menschen, mit denen zusammengearbeitet und geforscht werden soll, Partizipative Forschung näher zu bringen. Deshalb müsste dieser Text durch Formen der Darstellung ergänzt, erweitert oder ersetzt werden, die es erlauben, sich den Inhalten des Unterfangens auch in alternativer Form nähern zu können (wie zum Beispiel Verfahren, die in Kapitel 4 im Rahmen der Forschungsmethoden beschrieben werden). Es stellt sich also für die Zukunft die Frage, wie in der Partizipativen Forschung durch die Erweiterung literaler Konzepte veränderte Präsentations- und Publikationsformate generiert werden können, die allen Aktanten (im Sinne der *Akteur-Netzwerk Theorie*) die für sie gewünschte Partizipation ermöglichen.
- Die Autoren machen im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit in den Begegnungen mit Menschen mit Behinderungen die Erfahrung, dass alltägliche, unspektakuläre und nicht (im Sinne des Forschungsdesigns) „gelabelte“ medienbezogene Aktivitäten mit Menschen mit Behinderung ein erstes Eintreten in das Forschungsfeld darstellen könnten. Vor allem Situationen gelungener oder gescheiterter Interaktionen können gemeinsam reflektiert und Forschung mittels der in diesem Beitrag genannten Methoden angeboten und gemeinschaftlich betrieben werden.
- Indem Forscherinnen und Forscher den Anspruch erheben, ein Forschungsvorhaben partizipativ auszulegen, erwächst die Notwendigkeit, sich dem Forschungsfeld beziehungsweise dem Forschungsgegenstand mit der Bewusstheit zu nähern, dass ihre (begriffs-)theoretischen Kategorisierungen, wie zum Beispiel „Menschen mit Behinderung“, prägend und verfestigend auf soziale Wahrnehmungen von Menschen und deren sozialer Realität sein können. So fasst der Begriff *Behinderung* beziehungsweise *Menschen mit Behinderung* eine Vielzahl an Individuen mit einer Vielzahl an Erfahrungen, Selbstwahrnehmungen und Lebenszusammenhängen und -bedingungen zusammen. Diesem Spagat zwischen Bezugnahme auf wissenschaftliche Theorien und Arbeitsformen und Würdigung der Individualität von Menschen ist in entsprechender Weise in Partizipativen Forschungsvorhaben gerecht zu werden.

Reflexion im Jahr 2019

Auch aktuell ist das vorgelegte Forschungsvorhaben noch nicht abgeschlossen, jedoch ließen sich in den vergangenen zwei Jahren eine Vielzahl an Erfahrungen zum Ansatz Partizipativer Forschung machen, die Grund dafür sind, dass die in diesem Beitrag angestellten Überlegungen zur Partizipativen Forschung immer noch nicht in ein entsprechendes, aktiv „gelebtes“ Forschungsvorhaben überführt wurden. In den vergangenen zwei Jahren ergaben sich Begegnungen mit Menschen mit Behinderung, in denen die dem Vorhaben Partizipativer Forschung zugrundeliegenden Ideen zum Tragen gekommen sind. Auch wenn die dabei gemachten Erfahrungen nicht in systematischer Form – entsprechend der Überlegungen zur methodischen Vorgehensweise Partizipativer Forschung – dokumentiert wurden, lassen sich dennoch zentrale Beobachtungen beziehungsweise zentrale Aussagen zu Formen Partizipativer Forschung generieren, die eine teilweise Relativierung der oder zumindest ein weiteres Nachdenken über die in diesem Beitrag dargelegten konzeptionellen Überlegungen einfordern. Im Folgenden sollen exemplarisch einige dieser Erfahrungen dargelegt werden, welche zwar theoretisch-konzeptionell bereits reflektiert sind, in Bezug auf die Praxis der Planung und Durchführung eines Forschungsvorhabens jedoch aus Sicht der Autoren Ausgangspunkt zum weiteren Nachdenken über Partizipative Forschung sind:

- Für die Autoren stellt die Frage nach einer adäquaten Verhandlung der geplanten methodischen Vorgehensweise (vgl. Kapitel 3 und 4) und dem angemessenen Handeln in der „realen“ Situation ein ungelöstes Phänomen dar. In gewisser Weise entstehen „Laborsituationen“ im Feld, in der die Beteiligten – vor allem die alltags- und lebensweltlichen Akteurinnen und Akteure – in der Bewusstheit ihrer Doppelrolle (als Forschende und Beforschte) sich in eine „Wirklichkeit“ begeben, in der sie zwischen einer simulierten und tatsächlichen Situation changieren. Hieraus ergeben sich Herausforderungen – vor allem für die alltags- und lebensweltlichen Akteurinnen und Akteure – für das Gestalten von und Handeln in beiden „Welten“.
- In Abhängigkeit vom Kontext kann Partizipative Forschung höchst artifiziell sein, in der Form, dass die Kontaktaufnahme, das Zusammenfinden sowie das Anbahnen eines gemeinsamen Forschungsprojektes eher ei-

ner Idee – der Idee einzelner Akteurinnen und Akteure (insbesondere die von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern) – geschuldet ist, als dass sich aus einem (geteilten) sozialen Raum heraus eine gemeinsame Idee für ein Vorhaben Partizipativer Forschung entwickelt.

- Die Entwicklung eines gemeinsamen Verständnisses des möglichen Erkenntnisinteresses des Forschungsvorhabens, aber auch die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Forschungsvorhabens – vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenssituation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie der alltags- und lebensweltlichen Akteurinnen und Akteure – stellt eine Herausforderung Partizipativer Forschung dar. In diesem Zusammenhang zeigte sich, dass auch die Entwicklung von geteilten Formen der Kommunikation – vor dem Hintergrund individueller Kommunikationsfähigkeiten und -präferenzen – eine wesentliche Aufgabe im Kontext Partizipativer Forschung ist, um Sinnhaftigkeit multiperspektivisch auszuhandeln.

Es soll an dieser Stelle nicht der Eindruck entstehen, dass Begegnungen im Rahmen des Forschungsvorhabens von ausschließlich „herausfordernden, schwierigen oder problematischen Situationen“ geprägt waren. Das Gegenteil war der Fall. Alle Begegnungen wirkten belebend, weil sie verändernd auf die grundgelegten theoretisch-konzeptionellen Überlegungen zu einem partizipativen Forschungsvorhaben Einfluss genommen haben. Sie wirken sowohl als Kontrastmittel als auch als Korrektiv für theoretisch-konzeptionelle Überlegungen zu Partizipativer Forschung, da sie die kognitive und emotional-affektive Komplexität der gemeinsamen Forschung von Menschen mit und ohne Behinderung aufzeigen.

Literaturverzeichnis

- Bergold, Jarg (2013): Partizipative Forschung und Forschungsstrategien, in: eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 8 [Onlinedokument: buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_bergold_130510.pdf, aufgerufen am 02. April 2019]
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2012): Partizipative Forschungsmethoden – Ein methodischer Ansatz in Bewegung, in: Forum Qualitative Sozialforschung 13 (14), Art. 30, S. 1–33 [Onlinedokument: doi.org/10.17169/fqs-13.1.1801, aufgerufen am 02. April 2019]
- Bohnsack, Ralf (2000): Gruppendiskussion, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Bröckling, Ulrich (2003): You are not Responsible for Being Down, but you are Responsible for Getting Up. Über Empowerment, in: Leviathan 31, S. 323–344
- Buchner, Tobias/Koenig, Oliver (2008): Methoden und eingenommene Blickwinkel in der sonder- und heilpädagogischen Forschung von 1996 bis 2006 – eine Zeitschriftenanalyse, in: Heilpädagogische Forschung 34, S. 15–34
- Cox, Susan/Drew, Sarah/Guillemain, Marilys/Howell, Catherine/Warr, Deborah/Waycott, Jenny (2014): Guidelines for Ethical Visual Research Methods [Onlinedokument: artshealthnetwork.ca/ahnc/ethical_visual_research_methods-web.pdf, aufgerufen am 02. April 2019]
- Demmler, Kathrin/Rösch, Eike (2012): Aktive Medienarbeit in Zeiten der Digitalisierung. Kontinuitäten und Entwicklungen, in: Rösch, Eike/Demmler, Kathrin/Jäcklein-Kreis, Elisabeth/Albers-Heinemann, Tobias (Hrsg.): Medienpädagogik Praxis Handbuch. Grundlagen, Anregungen und Konzepte für Aktive Medienarbeit, München: kopaed, S. 19–26
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (2011): Introduction – The Discipline and Practice of Qualitative Research, in: Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hrsg.): The Sage Handbook of Qualitative Research, Thousand Oaks: Sage, S. 1–20
- Flick, Uwe (2010): Gütekriterien qualitativer Forschung, in: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie, Wiesbaden: Springer VS, S. 395–407

- Flieger, Petra (2009): Partizipatorische Forschung. Wege zur Entgrenzung der Rollen von ForscherInnen und Beforschten, in: Jerg, Jo/Merz-Atalik, Kerstin/Thümmeler, Ramona/Tiemann, Heike (Hrsg.): Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 159–171
- Goeke, Stephanie/Kubanski, Dagmar (2012): Menschen mit Behinderungen als GrenzgängerInnen im akademischen Raum. Chancen partizipatorischer Forschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung 13 (1), Art. 6, S. 1–29 [Onlinedokument: dx.doi.org/10.17169/fqs-13.1.1782, aufgerufen am 02. April 2019]
- Götsch, Monika/Klinger, Sabine/Thiesen, Andreas (2012): „Stars in der Manege?“ – Demokratietheoretische Überlegungen zur Dynamik partizipativer Forschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung 13 (1), Art. 4, S. 1–24 [Onlinedokument: doi.org/10.17169/fqs-13.1.1780, aufgerufen am 02. April 2019]
- Herriger, Norbert (1997): Empowerment in der Sozialen Arbeit – Eine Einführung, Stuttgart: Kohlhammer
- Hitzler, Ronald/Gothe, Miriam (2012): Methodologisch-methodische Aspekte ethnographischer Forschungsprojekte [Onlinedokument: hitzler-soziologie.de/pdf/Publikationen_Ronald/Sammelbaende/3-158.PDF, aufgerufen am 02. April 2019]
- Jackson, Suzanne F. (2008): A Participatory Group Process to Analyze Qualitative Data, in: Progress in Community Health Partnerships. Research, Education and Action 2, S. 161–170
- Janz, Frauke/Terfloth, Karin (2009): Empirische Forschung im Kontext geistiger Behinderung, Heidelberg: Winter
- Krause, Ulrike (2015): Flüchtlinge als „Gegenstand“ in der Feldforschung? [Onlinedokument: fluechtlingsforschung.net/fluechtlinge-als-gegenstand-in-der-feldforschung, aufgerufen am 02. April 2019]
- Koenig, Oliver (o. J.): Inklusive Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten am Beispiel eines inklusiven Seminars an der Universität Wien [Onlinedokument: academia.edu/920292/Inklusive_Forschung_mit_Menschen_mit_Lernschwierigkeiten_am_Beispiels_eines_inklusive_Seminars_an_der_Universitaet_Wien, aufgerufen am 02. April 2019]

- Markowetz, Reinhard (2009): Handlungsforschung als komplexe Methode und qualitatives Design zur Lösung sozialer Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung, in: Janz, Frauke/Terfloth, Karin (Hrsg.): Empirische Forschung im Kontext geistiger Behinderung, Heidelberg: Winter, S. 279–303
- Maxwell, Joseph A. (2005): Validity – How might You be Wrong? in: Maxwell, Joseph A. (Hrsg.): Qualitative Research Design. An Interactive Approach, Thousand Oaks: Sage, S. 105–116
- Moser, Heinz (1995): Grundlagen der Praxisforschung, Freiburg im Breisgau: Lambertus
- Moser, Heinz (2008): Aktionsforschung unter dem Dach der Praxisforschung. Methodologische Herausforderungen und Lösungsansätze, in: von Unger, Hella/Wright, Michael T. (Hrsg.): An der Schnittstelle von Wissenschaft und Praxis. Dokumentation einer Tagung zu partizipativer Forschung in Public Health (Discussion Paper SPI 2007-307), Berlin: WZB – Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, S. 58–66
- Moser, Heinz (2014): Die Krise der Repräsentation und ihre Folgen für die medienpädagogische Forschung, in: Hartung, Anja/Schorb, Bernd/Niesyto, Horst/Moser, Heinz/Grell, Petra (Hrsg.): Methodologie und Methoden medienpädagogischer Forschung (Jahrbuch Medienpädagogik 10), Wiesbaden: Springer VS, S. 55–73
- Niesyto, Horst (2007): Eigenproduktion mit Medien als Gegenstand medienpädagogischer Praxisforschung, in: Sesink, Werner/Kerres, Michael/Moser, Heinz (Hrsg.): Medienpädagogik – Standortbestimmung einer erziehungswissenschaftlichen Disziplin (Jahrbuch Medienpädagogik 6), Wiesbaden: Springer VS, S. 222–245
- Niesyto, Horst (2014): Medienpädagogische Praxisforschung, in: Hartung, Anja/Schorb, Bernd/Niesyto, Horst/Moser, Heinz/Grell, Petra (Hrsg.): Methodologie und Methoden medienpädagogischer Forschung (Jahrbuch Medienpädagogik 10), Wiesbaden: Springer VS, S. 173–191
- Niesyto, Horst/Holzwarth, Peter/Maurer, Björn (2007): Interkulturelle Kommunikation mit Foto und Video, München: kopaed
- Parry, David/Salsberg, Jon/Macaulay, Ann (2009): A Guide to Researcher and Knowledge-User Collaboration in Health Research, in: CIHR – Canadian Institute of Health Research [Onlinedokument: cihr-irsc.gc.ca/e/44954.html, aufgerufen am 02. April 2019]

- Reason, Peter/Bradbury, Hillary (2001): Introduction: Inquiry and Participation in Search of a World Worthy of Human Aspiration, in: Reason, Peter/Bradbury, Hillary (Hrsg.): Handbook of Action Research, London: Sage, S. 1–14
- Reason, Peter/Bradbury, Hillary (2008): Introduction, in: Reason, Peter/Bradbury, Hillary (Hrsg.): The Sage Handbook of Action Research, Los Angeles: Sage, S. 1–10
- Reichertz, Jo (2000): Zur Gültigkeit qualitativer Sozialforschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung 1 (2), Art. 32, S. 1–25 [Onlinedokument: dx.doi.org/10.17169/fqs-1.2.1101, aufgerufen am 02. April 2019]
- Reichertz, Jo (2012): Die lebensweltliche Ethnografie von Anne Honer. Zum Tode einer Freundin und Kollegin, in: Forum Qualitative Sozialforschung 13 (2), S. 1–8 [Onlinedokument: dx.doi.org/10.17169/fqs-13.2.1822, aufgerufen am 02. April 2019]
- Reinmann, Gabi (2005): Innovation ohne Forschung? Ein Plädoyer für den Design-Based-Research-Ansatz in der Lehr-Lernforschung, in: Unterrichtswissenschaft 33, S. 52–69
- Schluchter, Jan-René (2010): Medienbildung mit Menschen mit Behinderung, München: kopaed
- Schluchter, Jan-René (2012): Medienbildung als Perspektive für Inklusion, in: merz 56 (1), S. 16–21
- Schluchter, Jan-René (2015): Medienbildung als Perspektive für Inklusion. Modelle und Reflexionen für die pädagogische Praxis, München: kopaed, S. 11–26
- Schluchter, Jan-René (2016): Medien, Medienbildung, Empowerment, in: merz 60 (3), S. 24–30
- Steinke, Ines (2004): Gütekriterien qualitativer Forschung, in: Flick, Uwe/von Kardoff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung, Reinbek: Rowohlt, S. 319–331
- Swertz, Christian/Mildner, Katharina (2015): Partizipative medienpädagogische Aktionsforschung. Methodologische Überlegungen anlässlich einer Untersuchung der Medienkompetenz von und durch SchülerInnen an Neuen Mittelschulen in Wien aus Sicht des Theorie-Praxis-Problems, in: Medienimpulse 4, S. 1–19 [Onlinedokument: medienimpulse.at/articles/view/864, aufgerufen am 02. April 2019]

- Theunert, Helga (2010): Medien, Bildung, Soziale Ungleichheit (Vorwort), in: Theunert, Helga (Hrsg.): Medien, Bildung, Soziale Ungleichheit. Differenzen und Ressourcen im Mediengebrauch Jugendlicher, München: kopaed, S. 7–14
- von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis, Wiesbaden: Springer VS
- Wagner-Willi, Monika (2011): Standortverbundenheit und Fremdverstehen, in: Teilhabe 02, S. 66–68
- Wang, Caroline/Burris, Mary Ann (1997): PhotoVoice – Concept, Methodology, and Use for Participatory Needs Assessment, in: Health Education & Behavior 3, S. 369–387

Lizenz

Dieser Beitrag steht mit dem Einverständnis des Verlags unter folgender Creative Commons Lizenz: CC BY-NC-SA 4.0 ([creativecommons.org](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)) und darf unter den Bedingungen dieser freien Lizenz genutzt werden.